

Sven Glawion

Birgit Dahlke: *Jünglinge der Moderne. Jugendkult und Männlichkeit in der Literatur um 1900*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 2006. 273 S., ISBN 3-412-10406-X, 36,90 €

Mit dem Schlagwort ‚Jugend‘ werden Sehnsüchte, Hoffnungen und Ängste artikuliert – meist von Erwachsenen. Sie sprechen darüber, was sie von ‚der Jugend‘ erwarten und was sie ihr verbieten möchten, wie sie sich selbst rückblickend sehen oder wie sie gerne gesehen werden möchten. Dagegen setzen die, die diese ‚Jugend‘ verkörpern, ihre eigenen Vorstellungen, bilden Bewegungen und initiieren Gegenkulturen. ‚Jugend‘ und ‚Alter‘ sind also keine stabilen Größen, sondern werden über Kunst und Wissensproduktion, in Kämpfen und Experimenten diskursiv hergestellt. In der europäischen Moderne – das meint hier die Zeit um 1900 – bildeten sich nicht nur neue Theorien über ‚Jugend‘, eine selbständige Jugendforschung und autonome Jugendbewegungen aus, sondern wurde ‚Jugend‘ im Spannungsfeld zwischen zukunftsorientierten Utopien und rückwärtsgewandten Eskapismen sowie an den Schnittstellen innovativer Wissensproduktion zum „aggregierten Symbol“ (S. 7), wie die germanistische Literaturwissenschaftlerin Birgit Dahlke in Anlehnung an Georg Klaus und Dieter Schlenstedt schreibt. Diesem Symbol auf der Spur, beweist sie in ihrem Buch *Jünglinge der Moderne. Jugendkult und Männlichkeit in der Literatur um 1900*, dass der Blick in die Moderne immer noch Überraschendes, Verstörendes und Vergessenes entdecken lässt.

Dabei fokussiert Birgit Dahlke die von der Modernisierung ausgelösten Krisen in der deutschen Literatur, Kultur und Wissenschaft, die in Erzählungen über die ‚Jugend‘ zum Ausdruck gebracht, gebändigt und verarbeitet werden konnten: „Im Rückgriff auf ältere Jugendmythen und unter Einschluss des aufkommenden Begriffs Adoleszenz bot das Symbol ‚Jugend‘ Raum für die widersprüchlichen Assoziationen, welche gerade diese Epochenschwelle bei den ZeitgenossInnen auslöste.“ (S. 248) Weil sich dieses Symbol so vielfältig besetzen ließ, erfuhr es auch eine besondere Aufwertung und Aufmerksamkeit. Dem Geschlechterdiskurs und dem Motiv des Geschlechterkampfes lässt sich dabei „eine Schlüsselrolle innerhalb der selbstreflexiven Erzählung der Moderne bescheinigen“ (S. 13): Konflikte zwischen den Geschlechtern strukturierten die Erzählungen, mit denen die Modernisierungskrisen verhandelbar wurden, und vice versa. Gerade diese Spannungen und Ambivalenzen, die in die Konstruktionen von ‚Jugend‘ eingingen, führten auch dazu, dass sich ‚Jugend‘ für geradezu gegenläufige Ziele einsetzen ließ und Konflikte zwischen den von Erwachsenen pädagogisch geführten ‚Jugendbewegungen‘ (wie dem „Wandervogel“) und den sich bildenden autonomen jugendkulturellen Bewegungen provozierte.

Birgit Dahlke gelingt es in ihrem Buch besonders gut, die Ein- und Ausschlussmechanismen dieser um ‚Jugend‘ zentrierten Diskurse aufzuzeigen – denn den bürgerlichen Mädchen und jungen Frauen sowie den jungen ArbeiterInnen wurde gar keine Jugendphase zugesprochen. So zeigt Dahlkes gründliche Auswertung literarischer und außerliterarischer Quellen, „dass die gesellschaftliche Aufwertung sich unausgesprochen nur auf einen kleinen Teil der realen Jugend bezog: auf bürgerliche männliche Jugendliche (S. 248)“. Die „Jünglinge der Moderne“ sind es dann auch, die Dahlke fokussiert, wobei sie aber die bürgerlichen Mädchen und jungen Frauen sowie die proletarische Jugend nicht aus dem Blick verliert. Vielmehr konfrontiert sie die hegemonialen Erzählungen mit denen der Arbeiterliteratur und fragt ebenso nach den Funktionen weiblicher Figuren, den Bildern von Weiblichkeit und einer als homo-

sexuell codierten ‚Effeminierung‘ für das Erzählen einer männlichen ‚Jugend‘. So interveniert sie nicht nur in literatur- und kulturwissenschaftliche Gewohnheiten, die oft unmarkiert von ‚der‘ Jugend schreiben, sondern erweitert auch das relevante Material über den engeren Kanon hinaus. Dabei weist ihre Analyse eine beachtliche Gattungsvielfalt auf: Neben bekannter Prosa wie Thomas Manns *Buddenbrooks* (1901), Robert Musils *Verwirrungen des Zöglings Törleß* (1903/1906) und Hermann Hesse *Unterm Rad* (1906), ebenso bekannten Dramen wie Frank Wedekinds *Frühlings Erwachen* (1891, 1906 uraufgeführt) und Arthur Schnitzlers *Der einsame Weg* (1904) bespricht Dahlke Stefan Georges Lyrikband *Das Jahr der Seele* (1897), den literarisierten Sohneskult von Else Lasker-Schüler, Franziska zu Reventlow und Lily Braun, Zeichnungen, Karikaturen, aber auch Dramen der Arbeiterliteratur wie Ernst Preczangs *Im Hinterhaus* (1903), die autobiographische Aufzeichnung *Die dritte Front* (1931) des Arbeiters Willi Münzenberger, Bildsymboliken des Jugendstils, die populäre Erzählung *In Nacht und Eis* (1897) des norwegischen Polarforschers Fridtjof Nansen sowie Essays von Walter Benjamin und Schriften von Otto Weininger und Hans Blüher – um hier nur eine Auswahl zu treffen. Da diese Literatur, so Dahlke, in einem wechselseitigen Austauschverhältnis mit pädagogischen, psychologischen, kulturphilosophischen und jugendsoziologischen Texten stand, arbeitet sie außerdem – methodisch von einer kulturwissenschaftlichen Germanistik und von der Interdiskursanalyse Jürgen Links inspiriert – Erzählungen von „Jugend als Epochensignatur“ (S.19) u.a. in Texten von Stanley Hall, Sigmund Freud, Lou Andreas-Salomé, Charlotte Bühler, Ellen Key und Georg Simmel heraus. Besonders aufschlussreich sind ihre Ausführungen zum oft vergessenen, zionistisch orientierten Jugendforscher Siegfried Bernfeld und seinem Erziehungsprogramm zur Maskulinisierung.

Wollten Jungen zum Mann werden und dem „Männlichkeitsnarrativ“ (S. 37) entsprechen, so mussten sie sich, so Dahlke, in einer Durchgangsphase bewähren – einem von zahlreichen ‚Devianzen‘ bedrohten Lebensabschnitt, der zum Gegenstand zentraler Sorge, pädagogischer Maßnahmen und literarischer Einwirkungen wurde. Sowohl die ‚richtige‘ als auch die ‚falsche‘ Männlichkeit korrespondierte mit zahlreichen Figuren, „Varianten männlicher Sozialisation“ wurden dabei „oft über Gegensatzpaare zur Diskussion gestellt“ (S. 85). So treten in den Texten müde Jünglinge, Hysteriker und Träumer neben Krieger und Abenteurer, bürgerliche Melancholiker neben ausgebeutete Arbeiter, der ‚dekadente‘ Nachwuchs reißt Familien in den Untergang, in Internaten geraten Jungen auf sexuelle Abwege, emotional belastende Vater-Sohn-Verhältnisse werden melancholisch betrauert oder entladen sich in dramatischen Gewaltfantasien – doch Krieger und Eroberer durchqueren diese unheilvollen Szenarien, stiften Sinn und versprechen Abenteuer. Frauen werden dabei oft auf die Figuren reduziert, die den jungen Männern selbstlos auf den richtigen Weg helfen.

Über die Betonung dieser Gegensatzpaare kann Dahlke zwei Akzente setzen. Zum einen kann sie misogynie, homophobie, kolonialrassistische und antisemitische Abgrenzungsfolien benennen, an denen entlang ‚Männlichkeit‘ über Ausschlüsse erzählbar und gleichzeitig als ‚bedroht‘ imaginiert wurde. Zum anderen kann sie die unterschiedlichen gattungsästhetischen Charakteristika auf ihren Gegenstand beziehen. So vermutet sie, dass die „existenzielle Dramatik“ (S. 90) der ‚Jugend‘ die Auflösung der ‚geschlossenen‘ narrativen Formen brauchte und immer mehr auf die expressivistische Bühne drängte, während mit der Abenteuerliteratur, so ihre These, ein Narrativ etabliert wurde, das „auf Eindeutigkeit, Geschlossenheit und Kontrolle basierte“ (S. 224) und sich als „Teil einer Immunisierungsstrategie“ (ebd.) verstehen lässt.

Birgt Dahlke zeichnet in ihrem Buch ein kurzweilig zu lesendes Panorama verschiedenster Quellen, die pointiert aufgearbeitet und in Beziehung zueinander gesetzt wer-

den. Damit hat sie die Summe literaturwissenschaftlicher Arbeiten zu ‚Jugend‘ bzw. ‚Adoleszenz‘, die in den letzten Jahren primär in literaturwissenschaftlichen und -didaktischen Zeitschriften erschienen sind, durch ihren kritischen Blick auf Differenzen – sowohl innerhalb der Kategorie ‚Männlichkeit‘ als auch innerhalb der Geschlechterverhältnisse – bereichert. Ihre kulturwissenschaftliche Perspektive lässt eine interdisziplinäre Rezeption des Buches erwarten.

(Sven Glawion, MA, Stipendiat im DFG-Graduiertenkolleg „Geschlecht als Wissenskategorie“ der HU)

Maureen Maisha Eggers

Hoffmann, Ilka: „Gute“ Jungs kommen an die Macht, „böse“ in die Sonderschule. (Reihe Conte Pädagogik 2) Saarbrücken: Conte Verlag 2006, 294 Seiten, Paperback. ISBN 3-936950-37-7, Preis 19,90 €

Titel der Dissertation: Problematische Familienkonstellationen, traditionelle Männlichkeitskonzepte und selektive Schulstrukturen als Risikofaktoren für die Entstehung und Verstärkung von Lernproblemen und Verhaltensauffälligkeiten männlicher Kinder und Jugendlicher.

Mit ihrer Dissertation konkretisiert Ilka Hoffmann einen bedeutenden Aspekt der Debatte – inzwischen eher Disput – um die Ursachen und Implikationen des schulischen Versagens von Jungen. Ein großes Verdienst dieser Arbeit ist die zentral gesetzte kritische Analyse schulischen Scheiterns basierend auf Erkenntnissen der Geschlechterforschung im Allgemeinen und mit Bezug auf die (kritische) Männlichkeitsforschung insbesondere. Gerade in der Teildisziplin der Sonderpädagogik erweist sich sowohl die Theoriebildung als auch die pädagogische Konzeption als äußerst genderblind. Insofern hat diese Arbeit das Potential produktive Öffnungen zu provozieren, zumal sich die Verfasserin überzeugend zugleich als Theoretikerin und Praktikerin (Lehrerin) positioniert.

Die Dissertation setzt sich mit den gesellschaftlichen und psychosozialen Bedingungen auseinander, die zur Entstehung und Verstärkung von Lernproblemen und Verhaltensauffälligkeiten männlicher Kinder und Jugendlicher führen. Männliches Schulversagen wird als Symbol sozialer, gesellschaftlicher und bildungspolitischer Probleme betrachtet. Dabei ist der Blick auf eine Reihe von Zusammenhängen aufschlussreich: der Zusammenhang bzw. die Wirkung von familiären Konfliktsituationen auf die Entwicklungsverläufe von Kindern der männlichen Genusgruppe; der Zusammenhang zwischen psychischen Belastungen und der Entwicklung von psychosozialen Anpassungsleistungen bei männlichen Kindern; der Zusammenhang zwischen wiederholtem Scheitern auf der Beziehungsebene (Trennungserfahrungen, Beziehungsabbrüche signifikanter Bezugspersonen / Elternpersonen) und schulischem Scheitern; der Zusammenhang zwischen gesellschaftlicher Marginalisierung von Familien und fehlenden Kompetenzen zur Aufarbeitung von Marginalisierungserfahrungen bei männlichen Kindern; der Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Desintegrationsprozessen (Gegenden mit hoher Arbeitslosigkeit) und schulischem Versagen bzw. Anpassungs- und Verhaltensschwierigkeiten.

Mit diesem vielschichtig ausgerichteten Blick ist die Verfasserin in der Lage mehr Aufschluss darüber zu geben, um welchen „Jungs“ es sich denn tatsächlich handelt, wenn von Jungen als den neuen Bildungsverlierern gesprochen wird (211f.). Interessant an diesem Blick ist die fundierte Herrschafts- bzw. Gesellschaftsanalyse, die sowohl soziale Marginalisierungseffekte wie auch die Selektionseffekte der Institution

Schule miteinander verknüpft. Erfrischend ist die empathische Haltung, die durch die Einbettung in einem kritischen Anspruch subjektorientiert nach den Geschichten und Entwicklungsverläufen hinter den Zahlen fragt. Hier kann die Verfasserin ihre praktische Arbeit in einer Schule für Erziehungshilfe produktiv machen für ihre Fragestellung. Mithilfe von Einzelfallanalysen erläutert sie die Risikofaktoren beim Schulscheitern von Jungen und ihre Interdependenzen. Die drei Risikobereiche, nämlich: die problematischen Familienkonstellationen, die traditionellen Männlichkeitskonzepte und das selektionsorientierte Schulsystem, wirken ihrer Argumentation nach als Falle. Sie führen zu einer Chronifizierung von negativen Erlebnissen und infolgedessen von Lern- und Verhaltensproblemen. Dieser Verlauf erscheint in den seltensten Fällen reversibel. So reagieren Kinder der männlichen Genusgruppe auf lang andauernde oder wiederkehrende familiäre Krisen im Gegensatz zu Kindern der weiblichen Genusgruppe mit fehlenden Anpassungskompetenzen. Mädchen (und junge Frauen) scheinen den sozialen Anforderungen des Schullebens trotz Marginalisierung und familiärer Krisen gewachsen zu sein. Jungen neigen unter denselben Bedingungen stärker zu Verhaltensauffälligkeiten.

Marginalisierte männliche Heranwachsende

Überproportional negativ betroffen sind solche Jungen, die aus marginalisierten Familien und aus prekarierten gesellschaftlichen Gruppen kommen, also in Armut lebende Jungen, Kinder von arbeitslosen Eltern, migrierte Jungen etc. Argumentierend mit Ansätzen aus der psychoanalytischen Pädagogik und vor dem Hintergrund der Bindungstheorien der feministischen Psychoanalyse geht die Verfasserin von fehlenden Kompetenzen beim Ausgleich emotionaler Belastungen aus. Sie geht davon aus, dass Jungen es schwer haben, selbstinitiativ Bindungen nicht nur aufzubauen, sondern auch zu stabilisieren. Die gesellschaftliche Realität zunehmender Trennungssituationen verlangt Kindern und Jugendlichen also Kompetenzen ab, deren Aufbau für Angehörige der Genusgruppe Männer erschwert ist. Verhaltensauffälligkeiten und Anpassungsschwierigkeiten werden vom deutschen Schulsystem eher verstärkt als entspannt und abgebaut. Auf auffälliges Verhalten wird in den Grundschulen mit der Überprüfung von sonderpädagogischem Bedarf reagiert, insbesondere in ländlichen Gebieten. Jungen sind in weitaus höherem Maße von Aus- und Umschulungen, Überweisungen in die Jugendpsychiatrie und medikamentöser Behandlung aufgrund von Verhaltensauffälligkeiten betroffen als Mädchen. (264)

Die Sonderschulen funktionieren, so die Verfasserin, nicht als Durchgangsschule, obwohl sie so konzipiert sind. Eine Rückkehr in die Regelschule ist nahezu unmöglich, weniger als 1% der SchülerInnen werden in die Regelschule zurückgeschult. (221) In den fast ausschließlich aus Jungen bestehenden Klassen der Sonderschulen (mit den Schwerpunkten Lernen und Verhalten) verstärkt sich die emotionale Belastungsspirale. (14; 212) Die Abwehr von Gefühlen, die „Schwäche“ implizieren – bspw. Mitgefühl, Skrupel und Scham –, bestimmt die Interaktionen in den Jungengruppen. Der Umgang mit emotionalen Verletzungen und die Annahme von Hilfe werden dadurch erheblich erschwert. Die Folge davon sind Schwierigkeiten bei der Entwicklung positiver Gefühlsbeziehungen (weitere instabile Beziehungen) und eine Verstärkung des negativen Kreislaufs von Lern- und Verhaltensproblemen.

Die drohende Feminisierung der Pädagogik

Die in der aktuellen Diskussion vorherrschende Annahme einer generellen Bildungsbenachteiligung männlicher Schüler durch die „Feminisierung“ des Berufs der Lehrenden wird kritisch hinterfragt. (169) Vielmehr wird die individuelle Analyse- und Re-

flexionsfähigkeit der Lehrkräfte insbesondere in Hinsicht auf Geschlechtlichkeit und ihre Effekte im Schulgeschehen hervorgehoben. Der Umgang mit psychosozial belasteten SchülerInnen erfordere darüber hinaus, so Hoffmann, auch eine Reflexion der inneren Konflikte der Lehrpersonen selbst. Die Beziehungs- und Verhaltensmuster der Lehrpersonen und ihre Einbettung in eine kritische Perspektive auf Vergeschlechtlichung gewinnen somit nach dieser Analyse bedeutend an Relevanz. (25; 172)

Möglichkeiten subjektorientierter, Geschlechterrollen reflektierender Schulpädagogik mit lern- und verhaltensauffälligen Jungen

Anhand von vier Fallgeschichten werden die individuellen Auswirkungen der verschiedenen Risikokonstellationen und die Möglichkeiten pädagogischen Handelns unter den vorherrschenden schulrechtlichen Vorgaben aufgezeigt. Hoffmann stellt fest, dass die Strukturen und Organisationsformen des deutschen Schulsystems aus verschiedenen Gründen den Prinzipien subjektorientierter Pädagogik widersprechen. Mit vier Einzelfallanalysen konkretisiert sie diese fehlende Subjektorientierung und zählt davon ausgehend eine Reihe von möglichen Interventionsschritten auf: die Notwendigkeit von subjektorientierten Formen der Leistungsbeurteilung; die Notwendigkeit der Zulassung von leistungsheterogenen Klassengruppen sowohl in der Regelschule als auch in den Sonderschulen; der notwendige Fokus auf die Vermittlung zwischen schulgesetzlichen Vorgaben und psychosozialen Bedürfnissen von SchülerInnen; eine gezielte Förderung sozialen und Problem lösenden Lernens und die Beachtung von gruppenspezifischen Prozessen in fast ausschließlich Jungengruppen – eingebettet in eine kritische Genderperspektive.

Irritierend wirkt die vorwiegend männliche Schreibweise „Der Pädagoge“, „Der Erzieher“. (21; 25; 35; 51) Das führt zu einer von der Verfasserin bestimmt keineswegs beabsichtigten Re-Zentrierung der männlichen Genusgruppe (sowohl in der professionellen Rolle als Lehrperson wie auch als kindliches Subjekt von Erziehung und Bildung). Irritierend ist auch, dass die Verfasserin zum größten Teil mit einem schwierigen und reflexionsbedürftigen Kulturbegriff arbeitet – „kulturangemessen“ (42). Abgesehen von diesen kleinen Irritationen ist die Arbeit eine fundierte Kritik an der weitgehenden Ausklammerung von Erkenntnissen der Gender Studies in der sonderpädagogischen (Bildungs-)Forschung.

(Dr. Maureen Maisha Eggers, HU Berlin, Institut für Erziehungswissenschaften)

Peter Th. Walther

Vogt, Annette: *Vom Hintereingang zum Hauptportal? Lise Meitner und ihre Kolleginnen an der Berliner Universität und in der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. (Pallas Athene. Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, Bd. 17) Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2007, 550 S., 84,- €*

Anzuzeigen ist ein stattlicher Band von außerordentlicher Bedeutung, der unter einer vergleichenden Perspektive die Karrieremuster von Frauen, vornehmlich Naturwissenschaftlerinnen, an der Universität Berlin und den größtenteils in Berlin beheimateten Instituten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft behandelt, und zwar von der vorletzten Jahrhundertwende bis kurz nach 1945. Es sind Karrieren, die erst mühsam gegen diverse Widerstände erkämpft und dann gegen andere Widerstände behauptet werden müssen und die mitunter auch abgebrochen werden: das reicht von der Zulas-

sung zum Studium – hier waren in den deutschsprachigen Ländern nur die beiden Mecklenburgischen Großherzogtümer noch langsamer in der Legalisierung des Frauenstudiums als das Königreich Preußen – über die Aufstiegs(un)möglichkeiten innerhalb der akademischen Karriereleitern bis zu den Varianten nazistischer Personalpolitik. Dass es bestenfalls zum „Gruppenbild mit Dame“ reicht, dürfte niemanden überraschen. Die von A. Vogt, in Leipzig promovierte Mathematikerin und bis zur Schließung Mitarbeiterin im Bereich Wissenschaftsgeschichte des Instituts für Theorie, Geschichte und Organisation der Wissenschaft der Akademie der Wissenschaften der DDR und jetzt Mitarbeiterin am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin, ausgegrabenen Details und Zusammenhänge, die vertrackten Karriere-Um- und -Seitenwege und die soziale Praxis des Lebens und Arbeitens von Wissenschaftlerinnen innerhalb der männergesteuerten Institution Wissenschaft tragen nun deutlich dazu bei, die Karriere-Mechanismen auf der sozialen, professionellen, institutionellen und disziplinären Ebene ebenso herauszuarbeiten wie die jeweiligen Gegenstrategien.

Die Autorin identifiziert drei Generationen von Wissenschaftlerinnen, die jeweils unterschiedlichen Hindernissen und Chancen begegnen. Zwar wurde im Januar 1899 „Berlins erstes Fräulein Doctor“, die Physikerin Elsa Neumann, promoviert, doch beherrschten an der Universität bis 1908 erst einmal ministerielle Ausnahmeregelungen das Feld, bis ein reguläres Studium für Frauen erlaubt wurde. Regulär bedeutete allerdings vorerst, dass Ordinarien auf Antrag ihre Vorlesungen frauenfrei halten durften: Der renommierte Germanist Gustav Roethe machte davon Gebrauch, blieb damit aber eine Ausnahme, aber die auf Antrag ministeriell gebilligte Diskriminierung bedeutete eben keine Gleichstellung und schon gar keine Chancengleichheit, zumal gleichzeitig das Habilitationsverbot für Frauen festgelegt wurde. Die Weimarer Republik brachte dann deutliche Fortschritte auf allen Ebenen: Frauen wurden habilitiert und zu Professoren [sic] ernannt, wenn auch nicht zu Ordinarien – die oberste Stufe der akademischen Karriere blieb ihnen in der Weimarer Republik weiterhin versperrt. An den Instituten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft lag es in den Händen der Direktoren, welche Formen der Hierarchisierung in ihrem jeweiligen Institut praktiziert wurden: In flachen Hierarchien konnten Frauen sich durchaus als Gleichberechtigte oder auch Abteilungsleiterinnen in der Praxis durchsetzen, auch wenn das oft juristisch nicht ausdrücklich festgehalten wurde. Gab es anfangs Ausnahmen für Frauen, so gab es jetzt für sie inoffizielle Strukturen und Stellen. Dass und wie das alles bis 1932 zumindest in Preußen auf einem steinigen, langwierigen, aber guten Weg war, dürfte nun nicht mehr strittig sein.

Aber 1933 bedeutete dann für beide Institutionen einen deutlichen Einschnitt, wobei die überwiegend antisemitisch begründeten Vertreibungen aus dem Amt um eine frauenfeindliche Komponente ergänzt wurden: so gab es zwischen 1933 und 1937 in Berlin kein einziges Habilitationsverfahren einer Frau. Von den 16 bis 1932 an der Universität Berlin Habilitierten emigrierten sechs, fünf von ihnen gelangten in sichere Aufnahmelande. Zwei schieden unfreiwillig aus ihrer Fakultät aus, zwei weitere verzichteten – oder „verzichteten“ – auf ihre *venia legendi*. Zwischen 1937 und Februar 1945 wurden dann wiederum elf Frauen habilitiert, davon fünf in der Philosophischen und Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät. Das war eine deutliche Verschiebung unter den Disziplinen zu Lasten der Naturwissenschaften: Von den 16 bis 1932 Habilitierten waren lediglich drei Staatswissenschaftlerinnen und eine Historikerin, alle anderen Naturwissenschaftlerinnen und Medizinerinnen. Die „Rückkehr“ von Frauen seit 1937 war zuerst universitätsintern begründet und durch Universität und Ministerium bewusst verschleppt, dann jedoch gebilligt worden. Schließlich wurden akademi-

sche Frauenkarrieren nach Kriegsauslösung durch die Einberufung der Männer begünstigt, was allerdings als vorübergehende Lösung (bis zum avisierten „Endsieg“) angesehen und entsprechend organisiert wurde.

Nach 1945 griffen dann wiederum neue Mechanismen: Die NS-belasteten Wissenschaftlerinnen verloren, sofern sie nicht bereits Berlin verlassen hatten, ihre Stellen, zu einer Rehabilitation der 1933ff Vertriebenen kam es allerdings nicht. Den Antrag, die Medizinerin Annelise Wittgenstein – sie hatte 1933 ihre *venia legendi* „zurückgegeben“ und war in einem Berliner Krankenhaus untergekommen – wieder in ihren Kreis aufzunehmen, verschob die Medizinische Fakultät 1946 monatelang – unterdessen starb A. Wittgenstein. Damit ist ein Punkt angesprochen, der biographische Recherchen, institutionelle Verortungen und soziale Vernetzungen überhaupt erst wieder in Bezug setzt. So hat A. Vogt die Namen und Biographien von etlichen Wissenschaftlerinnen „ausgegraben“, die bislang schlicht vergessen waren oder vergessen gemacht wurden, denn wer hat schon von Margot Sponer gehört, die wohl Ende April 1945 noch Opfer einer Polizei- oder SS-Razzia wurde? Dass sie Romanistin war, ist klar, dass sie mit Widerständlern Kontakt hatte, ist überliefert, kann aber in kein größeres Bild einsortiert werden, jedoch erst hier wird eine plausible Vermutung über ihr Lebensende präsentiert. Es ist eine Stärke des Bandes, dass Quellen aller Arten abgearbeitet wurden und nicht die bequemen, von Buch zu Buch abgeschrieben Vermutungen als Fakten wiederholt werden.

Und wo bleibt nun das Negative, um Tucholsky zu bemühen? Dem Band hätte – aber das ist heutzutage eine Floskel ohne jeden Bezug zur Realität – eine gründlichere Lektorierung gut getan, um die Redundanzen, die sprachlichen Unschärfen und auch den unübersichtlichen Umgang mit Führungszeichen zu beheben. Und inhaltlich sind zwei Bereiche unterbelichtet: Die Zusammenhänge zwischen Antifeminismus, Antisemitismus, Antiliberalismus und dem Drang nach einer übersichtlich und streng hierarchisch aufgebauten Gesellschaft werden zwar durchaus thematisiert, aber nicht unter den verschiedenen Machtverhältnissen im akademischen Feld auf den Punkt gebracht; und dass durch das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums – eine bereits in der Bezeichnung verlogene Veranstaltung – 1933 „die bisher geltende Diffamierung und Ausgrenzung auf Grund religiöser Zugehörigkeit durch eine rassistische ersetzt“ wurde (S. 261), ist zumindest missverständlich. Und welche unterschiedlichen Karrieremöglichkeiten und Behinderungspraktiken in der weisungsgebundenen Behörde Universität einerseits und der privatrechtlich verfassten Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft andererseits bestanden und welche Wechselwirkungen sich daraus ergeben haben, bleibt auch recht unscharf.

Aber diese kleinen Monita, eher Vorschläge für weitere Arbeiten, beeinträchtigen den Eindruck im Ganzen nicht. Allein schon das Aufzeigen der Kulturen und Unkulturen akademischer Erinnerung oder die konzisen Formulierungen der „fünf Voraussetzungen“, die Wissenschaftlerinnen erfüllen mussten, um erfolgreich im Exil arbeiten zu können, haben bleibenden Wert über die generelle Analyse von Akademikerinnen-Karrieren hinaus. Der Breslauer Historiker Jacob Caro meinte zwar 1897: „Giebt man den Frauen, welche am Zuständlichen meistens die Zufälle interessieren, das Wort, so erklärt man die Revolution in Permanenz“ (S. 40) – aber ich fürchte fast, da irrte der geschätzte Kollege.

(Peter Th. Walther Ph.D., HU Berlin, Institut für Geschichtswissenschaften)

Die andere Philosophiegeschichte

von Ursula I. Meyer

broschiert, 348 Seiten, ISBN 978-3-928089-44-9, 19,80 €, 33,5 SFr
(Philosophinnen Band 18,)
Aachen: ein-FACH-verlag 2007

Frauen denken anders! - das war lange Zeit die Devise der modernen Frauenbewegung. Ob der eigentliche Denkvorgang bei Frau und Mann wirklich unterschiedlich verläuft, darüber ist die Wissenschaft sich uneins. Tatsache ist, dass das Denken der Frauen im Lauf der Geschichte eigene Wege gegangen ist. Und diese "Denkwege" beschreiben eine andere Philosophiegeschichte.

Klappentext

„Sie ist das Unwesentliche angesichts des Wesentlichen. Er ist das Subjekt, er ist das Absolute: sie ist das Andere!“ konstatiert Simone de Beauvoir in ihrem berühmten Text *Das andere Geschlecht*.

Als Andere haben die Frauen ihre eigene Philosophiegeschichte geschrieben. In ihrem Mittelpunkt steht der immer wieder neu entfachte Kampf um Anerkennung und Eigenständigkeit ihres Denkens.